



Arne Frank

Klangphilosophie: Fit für die harte Praxis

Gibt es den ultimativen Sound, der für alle jederzeit der beste ist? Natürlich nicht. Jeder Musiker ist anders, und daraus ergeben sich ganz unterschiedliche Anforderungen an die technische Ausrüstung. Aber ein wenig angewandte Sound-Philosophie mit praktischem Hintergrund hilft bei der Orientierung im Chaos des Musikeralltags.

Es ist wie im wahren Leben: Zunächst sollten wir uns fragen, wohin wir eigentlich wollen. Dann stellt sich die Frage, welchen Weg wir dafür am besten einschlagen. Das mag sich philosophisch anhören, ist aber schlichtweg wahr. Immer wieder haben wir im Rahmen des Toneguide versucht, möglichst alle wichtigen Faktoren zu benennen und verständlich zu machen, die aus dem zarten, empfindlichen Elektronenrinnsal an der Ausgangsbuchse unseres Instrumentes einen ausgewachsenen Gitarrensound machen. Dabei konnten wir mehr als einmal feststellen, dass a) viele Wege nach Rom führen (und noch viel mehr daran vorbei) und b) es die eine allein selig machende Lösung für alle Sound-Probleme nicht gibt.

Deshalb versuchen wir in dieser Folge, uns einen Überblick über das große Ganze zu verschaffen und aus den einzelnen „losen Blättern“ eine Straßenkarte basteln. Denn gelegentlich muss man die gewonnenen An- und Einsichten und die eigene Erwartungshaltung überprüfen. Das gilt auch für so etwas Profanes wie unsere Bühnen-Backline. Dazu sehen wir uns ein paar Setup-Skizzen an, klären, was sie können und was sie nicht können, und zeigen dann, wo sich ihre typischen Problemzonen befinden.

Ein Sound ist genug ...

... der Rest steckt in den Fingern! Tja, wohl der Person, die zu dieser raren Spezies gehört. Man denke etwa an Angus und Bruder Malcolm Young – (jeweils) ein Sound, eine unverrückbare Position in einer Band, die wie ein Fels allen äußeren Einflüssen trotzt. Ähnliches gilt auch für so unterschiedliche musikalische Fixpunkte wie Chuck Berry, Brian Setzer, Slash, Zakk Wylde oder Keith Richards. Eine Gitarre, ein Kabel und minimales Equipment =



Ein Mann, ein Sound! So sehen Puristen aus



Brüllende Dinosaurier ...

Dynamik pur! Na, das ist ja simpel, das kann doch nun wirklich jeder, oder? Im Prinzip schon, aber nur, wenn eure Band-, Proberaum- und Gig-Situation das auch zulässt. Natürlich klingt ein satt angesteuertes Röhren-Halfstack super. Nur geht das eben nicht ohne entsprechenden Pegel.

Zum Glück gibt es mittlerweile einige Tricks, um des „Lärms“ Herr zu werden. Wer

solch einen röhrenden Dinosaurier besitzt, kann ihn etwa mit speziellen Röhren-Adaptern (Tonebones von TAD) zügeln, die einfach anstelle der Endstufenröhren eingesetzt werden und eine gewisse, leider nur feste Pegelabsenkung bringen. Das Tonebones-Tuning ist aber klanglich meist wesentlich überzeugender als irgendwelche Trioden-, Halfdrive-, Class-A-Schalter, oder was da bei manchen Verstärkern sonst noch so an „Onboard“-Maßnahmen zu finden ist.

Soll das Ganze regelbar sein oder noch deutlich leiser werden, muss ein entsprechender Lastwiderstand her, der zwischen Amp und Box geschaltet wird. Spezialwerkzeuge wie der SPL Cabulator oder der schon länger erhältliche Silencer von TAD (die wir auch schon in der letzten Folge gestreift hatten) sind für diesen Job optimiert und arbeiten in dieser Anwendung praktisch klangneutral. Allerdings muss man sich im Klaren darüber sein, dass das menschliche Ohr zwei unterschiedlich laute Klänge, die messtechnisch dieselbe Frequenzverteilung haben, trotzdem anders wahrnimmt. Je leiser man dreht, desto mittiger erscheint uns der Sound. Erschwerend kommt hinzu, dass die Lautsprecher selbst ebenfalls anders ansprechen, wenn sie weniger gefordert werden. Bei leiseren

Einstellungen wirkt das Klangbild deshalb matter und indirekter. Will man diese Effekte ebenfalls kompensieren, muss also gegebenenfalls auch noch eine andere Box oder (als Dauerlösung für Combo-User) ein Austauschlautsprecher her. Dieser Purismus geht dann natürlich schon ordentlich ins Geld.

Weniger ist mehr

In diesem Fall ist also ein kleinerer Amp mit deutlich weniger Leistung vielleicht doch die bessere, vor allem aber einfachere Lösung. Außerdem ist er leichter zu transportieren und braucht auf der Bühne weniger Platz. Kleine Röhrenracker wie etwa Fenders „Pro Junior“, Vox' „Night Train“, der „Tiny Terror“ von Orange oder der brandneue „Class5“ aus dem Hause Marshall bringen, tüchtig aufgedreht, einen großen Crunch-Sound, der selbst Vintage-Sound-Gourmets beeindruckend dürfte. Ihr Lautstärkepotential ist perfekt für die typische Proberaumsituation und kleine Club-Gigs – eben für das wahre Leben.

Soll es doch mal lauter werden, stellt man einfach ein Mikrofon vor die Box. Und



... nur für echte Helden?

wer bei den Winzlingen Image-Probleme fürchtet, kann sie leicht hinter einem Dummy-Stack verstecken ... Aber Spaß beiseite: Einen Haken gibt es natürlich auch hier. Die Leistungsreserven reichen nicht für richtige Cleansounds, und selbst vorgeschaltete Overdrive- oder Distortion-Pedale bringen einen derartigen Verstärker schnell an seine Grenzen. Statt mehr Gain und Power freizumachen, wird der Sound dann nur komprimierter und



Tonebone-Adapter für die Endstufe



Heavy-Duty-Speaker brauchen Power

matschiger. Wer also darauf angewiesen ist, wird mit den Mini-Teilen nicht glücklich. Da muss ein anderes Setup her.

Mehr Kanäle, mehr Pedale oder mehr Amps?

Braucht man mindestens zwei alternativ abrufbare Klangcharaktere, tun sich wiederum mehrere unterschiedliche Möglichkeiten auf. Die naheliegendste ist sicherlich ein zwei- oder mehrkanaliger Verstärker: Eine Kiste, ein Fußschalter, zwei (oder mehr) Sounds. Einfacher Transport und minimale Aufbauzeit sprechen ebenfalls dafür. Nachteil: Es ist gar nicht so einfach, einen Verstärker zu bauen,

bei dem cleane und übersteuerte Sounds gleichermaßen gut klingen. Nur selten kommt man dabei um zwei separate EQ-Sektionen herum. Auch sonst ist der Schaltungsaufwand im Inneren nicht zu unterschätzen. Trotzdem scheinen die praktischen Überlegungen zu überwiegen, so dass dieses Konzept in den letzten Jahrzehnten zum Quasi-Standard geworden ist.

Alternativ lässt sich auch ein „cleaner“, sprich entsprechend kräftiger einkanaliger Amp mit einem oder mehreren Pedalen (Booster, Overdrive oder ähnlichem) kombinieren. Der Verstärker macht den „Basis-Sound“, die Pedale dienen als „Expander“. Diese Methode ist ideal, wenn man das Signal zusätzlich gerne mit weiteren Raum- und Modulationseffekten anreichern will. Man braucht sich nämlich keine großartigen Gedanken darüber zu machen, welche Effekte man wohin platzieren soll. Das ergibt sich aus der Anwendung von selbst und ist jederzeit leicht zu ändern.

Die dritte Methode ist dann das Multiamping, bei dem also beispielsweise ein Verstärker für den übersteuerten und ein anderer für den cleanen Sound zuständig ist. Das ist klanglich optimal, da der jeweilige Amp genau dafür eingesetzt wird, was er am besten kann. Außerdem hat



Fenders heißer Brüllwürfel



Klein, aber gemein



Marshall's neuester Streich

man die Möglichkeit, mit entsprechendem Zubehör (Splitbox) unterschiedliche Verstärkercharaktere zu mischen. Allerdings erhöhen sich dadurch der Transportaufwand und die Aufbauzeit deutlich.

19" im Planquadrat

Ziemlich kompakt und, sobald man es erst einmal verkabelt hat, auch schnell auf- und abgebaut ist ein Rack-System. Hier gibt es viele Sounds



Diesel Einstein: So sieht's in einem modernen Zweikanaler aus

nach Bedarf, die mit den passend ausgewählten Komponenten qualitativ dem Multiamping kaum nachstehen. Die Sound-Auswahl ist nicht an die Leistung gekoppelt, durch den modularen Aufbau leicht austauschbar, und Effektprozessoren lassen sich ebenfalls sehr gut integrieren.

Aber so eine praktische 19"-Kiste muss eben auch erst geplant, bestückt und justiert werden. Plug & Play ist da doch eher die Ausnahme. Und sind wir mal ganz ehrlich: So ein Rack sieht auch nicht annähernd so cool aus wie ein wuchtiges, chromblitzendes Metal-Topteil. Von kultigem Vintage-Flair oder dem speziellen Sexappeal eines abgegriffenen, leicht speckigen Tweed-Bezugs gar nicht erst zu reden. Einigen wäre das zwar egal, aber sie scheuen die Schleppelei.

Wer häufig auftritt und seine Anlage selbst transportieren, auf- und abbauen muss, was



Oder doch lieber vorschalten?

wohl auf 99 Prozent aller Gitarristen zutreffen dürfte, wird dafür vermutlich vollstes Verständnis aufbringen.

Da kommen die immer zahlreicher werdenden digitalen Modeling-Geräte wie gerufen. Statt teuer erkaufte, schwer zu transportierende „Analogmasse“ lässt man die diversen klangprägenden Bestandteile des Equipments einfach per Simulation im Rechner entstehen. Hochwertige Wandler und entsprechende Rechen-Power vorausgesetzt, sind die Modeler zu verblüffenden Leistungen fähig. Aber auch die diesbezüglich deutlich abgespeckten, kleineren Stand-alone-Geräte leisten Beachtliches.

Vor allem für Top-40- und Partyband-Musiker oder Alleinunterhalter wurde damit ein Traum wahr – eine Gitarrenanlage mit allen erdenklichen Sounds, die problemlos mit in den Gigbag passt und auf der Bühne keinen Platz braucht. Am Spielort angekommen, stöpselt man den Output des Gerätes einfach in die Stagebox, hängt die Gitarre dran und ist spielbereit.

Gefühl oder Vernunft?

Warum sind also nicht alle Live-Musiker längst auf die digitale Lösung umgeschwenkt? Und das, obwohl Medien wie CDs und DVDs oder digitale Effektgeräte doch längst etabliert sind? Vermutlich aus dem gleichen Grund, warum zahllose Gitarristen immer noch auf die technisch längst veraltete Röhrentechnik oder auf analoge Effektschaltungen

bestehen: wegen des Klangcharakters – und wegen des Spielgefühls.

Wer es gewohnt ist, eine direkt fühlbare Reaktion auf seine Spielweise, sozusagen ein direkt erlebtes „Feedback“, von seinem Verstärker zu bekommen, für den muss sich ein Modeler so ähnlich anfühlen wie eine Keyboard-Tastatur aus Plastik für einen am Flügel geschulten Pianisten – irgendwie unorganisch und synthetisch. Und da Musikmachen nun mal nach wie vor ein kreativer Prozess ist, der viel mit Emotion, Vision und Vorstellungskraft zu tun hat, wird sich daran vermutlich auch so bald wenig ändern. Allerdings wächst derzeit gerade eine neue Generation heran, für die ein digitales Amp-Model so real und selbstverständlich ist wie ein mp3-File.

Es wird sich zeigen, ob die Jungs und Mädels, die damit aufwachsen, später in der virtuellen Welt bleiben werden oder nicht. Na, vielleicht fragen wir in 15 Jahren noch mal nach ...

Manchmal sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Nach all den Details, die wir in den letzten Monaten auf der Suche nach dem bestmöglichen Sound betrachtet haben, war es



Modeling – der Weisheit letzter Schluss?

höchste Zeit, ein paar Schritte zurückzutreten. Nur so kann man sich einen Überblick verschaffen. Die Möglichkeiten sind aufgezeigt. Jetzt liegt es an euch, zu entscheiden, was am besten zu euch und eurer musikalischen „Gesamtsituation“ passt. **E**

Arne Frank